

noch hier nennen könnte. Spüren wir nicht, daß der Glaube uns schon jetzt in dieser erbsündlichen Welt eine neue Freiheit ermöglicht, die in der Umwelt Aufmerksamkeit erregt? Freilich nur der ganz souveräne und freie Mensch kann es sich leisten, den gängigen Trends zu widerstehen – der Reduzierung der Lebensqualität auf das bloß Materielle, der Flucht ins rein Private, der bequemen Anpassung, mit der man nirgends aneckt, aber auch nichts bewegt und verändert.

Liebe Wallfahrer, es ist meine tiefe Überzeugung: eine Christenheit, die Gott vergessen hat, kann auch nichts zu den großen Fragen und Problemen sagen, die heute die Menschen bewegen. Warum sollte uns Christen etwa zum Thema Frieden, Gerechtigkeit, Schutz der Umwelt Hilfreicheres einfallen als anderen Menschen, wenn wir nicht Gott und seinen Anspruch auf uns ins Gespräch mit einbringen? Und wie könnten wir anders Gott ins Gespräch einbringen als dadurch, daß er in unserer neuen Art zu leben, miteinander und mit der Schöpfung umzugehen, aufleuchtet? Eine Christenheit, die nicht von Gottes Möglichkeiten fasziniert ist, wird belanglos; und eine Kirche, die nicht von der Nachfolge Christi her ihre Identität gewinnt, sondern die sich an gesellschaftliche oder politische Trends oder Optionen bindet, wird bald

zum Spielball fremder Interessen. Eine Kirche ohne geistliche, religiöse Substanz kann geistreich sein, hat aber letztlich nichts zu sagen. Ob wir Katholiken uns nicht wieder auf unsere soliden geistlichen Werte und unsere eindeutigen sittlichen Grundsätze besinnen sollten? Der Gott, dem sich unsere Eltern in Schlesien, Ostpreußen und im Sudetenland anvertrauten, ist doch nicht auf einmal in Sachsen und Thüringen oder Mecklenburg ein anderer geworden! Es bleibt dabei: Auch im sozialistischen Kollektiv kann man sündigen und auch in der ferngeheizten Neubauwohnung die Ehe brechen. Und ich füge hinzu: Auch in Bayern und in Hessen kann man den Glauben verlieren und Materialist werden. Nein, nicht die neuen Verhältnisse sind es, die uns zu schaffen machen, sondern daß wir Gott aus dem Blick verloren haben und religiöse Kleinkrämer geworden sind.

Darum, liebe Brüder und Schwestern, laßt uns neu die volle Wirklichkeit sehen, wie sie uns die Frohe Botschaft, das Evangelium Jesu Christi, eröffnet. Entdeckt neu, was Gott für uns bereithält und was er aus uns machen will. Unser Leben ist in der Tat trotz allem, was uns bedrängt und beschwert, ein Fest. Es gibt wirklich Grund zu feiern, weil wir nicht uns selbst feiern müssen, sondern Gottes Macht und Liebe, die uns sieghaft hoffen läßt.

Der Glaube, die Generationen und die Deutschen

Die Allensbacher Auswertung einer internationalen Werte-Umfrage

1981/82 wurde in 11 europäischen Ländern und in den USA eine sog. Werte-Umfrage durchgeführt. Fragen nach religiösen Überzeugungen und deren Auswirkungen auf sittliche und allgemein gesellschaftliche Einstellungen bildeten einen Kernpunkt der Umfrage, die in den letzten Jahren in einer Reihe von weiteren Ländern innerhalb und außerhalb Europas durchgeführt wurde. Seit Frühjahr dieses Jahres liegt vom Demoskopischen Institut in Allensbach ein vorwiegend auf bundesdeutsche Problemsituationen bezogener Auswertungsbericht vor. Er gibt Aufschluß über wichtige Trends, wirft aber seinerseits eine Reihe von Fragen auf.

Die Verpackung ist ungewöhnlich, der Titel gibt Rätsel auf. Die Auswertung eines demoskopischen Mammutunternehmens sollte es werden, eine sog. Wertestudie, die Aufschluß gibt bzw. geben soll über Haltungen und Einstellungen vorwiegend zu Fragen der Religion, der Moral und auch der Politik in 11 westeuropäischen Ländern und in den USA. Geworden ist daraus etwas sehr Deutsches über die Deutschen: „Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern“ (DVA, Stuttgart 1987, 447 S.).

Damit kein Mißverständnis aufkommt: Um Wertefragen geht es schon, vorwiegend sogar um solche mit religiösem und ethischem Gehalt. Und es gibt dazu dezidierte Thesen und Schlußfolgerungen: z. B. über den Zusam-

menhang von Kirchenbindung und persönlicher Religiosität oder über Kirchenbindung und Bindungsverhalten, um Übereinstimmungen bzw. Gegensätze zwischen Alt und Jung in solchen Fragen usw. Aber zwei längere Beiträge von Renate Köcher über „Familie und Gesellschaft“ und „Religiös in einer säkularisierten Welt“, denen noch ein kürzerer der gleichen Autorin über Einstellungen zu Freiheit und Autorität folgt, werden eingerahmt von vorne durch Ausführungen der Institutschefin Elisabeth Noelle-Neumann über „Nationalgefühl und Glück“ und von rückwärts durch Erinnerungsstücke der Institutschefin. „Rückblenden“ nennt Noelle-Neumann diese Stücke – darunter kurze Aufzeichnungen ihres verstorbenen Mannes Erich Peter Neumann von der Ostfront –, Stücke, die alle nicht so sehr mit dem Dritten Reich, aber mit Situationen während des Zweiten Weltkrieges zu tun haben. Und das Ganze endet mit einigen Bemerkungen der Institutschefin – sie nennt sie „ein historisches Stück“ – zu einer von Allensbach im März 1985 durchgeführten Umfrage bei dem vor 1933 geborenen Bevölkerungsteil zum Tag der Kapitulation – von vor damals vierzig Jahren.

Offensichtlich handelt es sich in den Augen der Autorin dabei um das *Schlüsselstück* des ganzen Buches: Es soll deutlich machen, warum die Deutschen sich in ihren Denkmustern, vor allem in den Einstellungen zu sich

Tabelle 1 USA, Europa Bevölkerung ab 18 Jahre					
Frage: „Sind Sie stolz, ... (Nationalität) zu sein? Würden Sie sagen: Sehr stolz, ziemlich stolz, überhaupt nicht stolz?“					
	USA	Bundes- republik Deutsch- land	Groß- britan- nien	Frank- reich	Italien
Auf ihre Natio- nalität sind –	%	%	%	%	%
„sehr stolz“	79	21	55	33	41
„ziemlich stolz“	17	38	31	43	39
„nicht sehr stolz“	2	18	8	8	11
„überhaupt nicht stolz“	1	11	3	9	6
Unentschieden	1	12	3	7	3
	100	100	100	100	100

Quelle: Internationale Wertestudie 1981/82

selbst als Deutschen, aber auch in Fragen der Leistungs- und Bindungsbereitschaft – zwischen allen dreien wird ein deutlicher Zusammenhang gesehen – von den anderen westeuropäischen Völkern und von den Amerikanern unterscheiden. Das Dritte Reich, die Kapitulation – ein Drittel erlebte sie vor allem als Niederlage, fast 60 Prozent als Befreiung –, sie sind der große Bruch, der nachwirkt im politischen Verhalten, in einer gewissen Staatsferne, in gespaltenen Einstellungen zu Institution und Autorität, zur Sphäre des Staatlich-Politischen überhaupt. Hier liegt für die Autorin offenbar der Schlüssel vor allem für das gebrochene Verhältnis der Deutschen zur eigenen Nation – sie lieben Deutschland, lassen aber wenig Nationalstolz erkennen: Meinen sie, ihre Gefühle dort nicht zeigen zu können, wo sie ideologisch – Stolz auf die eigene Nation gleich deutsche Überheblichkeit, nationalistische Gesinnung – ausgelegt werden könnten? Oder ist es „authentische“ innere Distanziertheit vom eigenen Volk, Unbehagen an der eigenen Geschichte? Sind es die Schwierigkeiten, sich mit der eigenen, politisch gewaltsam gespaltenen Nation zu identifizieren? Ganz offensichtlich sind das die Fragen, die die Allensbacher Auswerter, vor allem die Institutschefin selbst, an der großangelegten Wertestudie in erster Linie interessierten.

Doch damit auch da kein Mißverständnis aufkommt: es fehlt nicht die übernationale Komponente. Es gibt eine Menge Seiteneinblicke auf Vorgänge z. B. des religiösen Wandels im internationalen Vergleich, über Zusammenhänge zwischen religiösem Wandel und Einstellungen zu sittlichen Fragen. Aber abgesehen davon, daß viel sozialpsychologisch interessantes Material der Umfrage in dem Band unberücksichtigt blieb, werden in der Allensbacher Publikation die internationalen Daten fast nur verwendet als Hintergrund, von dem sich „deutsche“ Bewußtseinszustände und Verhaltenseinstellungen dann – unter religiösem Aspekt und was das Verhältnis der Generationen betrifft, das ja als einer der Hauptindikatoren für Wertewandel angesehen ist – vor allem gegenüber den USA um so deutlicher abheben.

Man weiß nicht so recht: Wollte man aus der Not eine Tugend machen und durch die Konzentration auf im Umfrageergebnis entdeckte *deutsche Eigenheiten des Wertewandels* die methodischen Schwierigkeiten der Umfrage und vor allem Probleme bei der Auswertung überspielen und brauchte dafür eine Fragestellung, die sich politpsychologisch plausibel abhandeln ließ? Oder galt das erkenntnisleitende Interesse der Allensbacher von vornherein vornehmlich nur deutschen Problemen und einer bestimmten Art, sie zu interpretieren?

Die methodischen Schwierigkeiten waren auf jeden Fall beträchtlich und Teile des in den einzelnen Ländern applizierten Fragebogens den zu erfragenden Gegenständen gleich mehrfach unangemessen. Ganz eklatant zeigt sich das schon im Umgang mit der Gottesfrage: Der Glaube an einen persönlichen Gott („personales Gottesverständnis“) wird gleichgesetzt mit der Bejahung der Aussage „Es gibt einen leibhaftigen Gott“, während die Vorstellung von Gott als „einer geistigen Macht“ als personal interpretiert wird.

Aus dieser Grundentscheidung in der Fragestellung werden dann weitgehende Schlußfolgerungen gezogen: Die Amerikaner verfügen über ein konkreteres Gottesbild – 69 Prozent der US-Amerikaner glauben an einen „leibhaftigen Gott“, nur 38 Prozent der Deutschen (in der Bundesrepublik mit Westberlin) – als die Europäer, insbesondere die Deutschen, deren „abstrakteres Gottesverständnis offenbar schuld ist an der Unbestimmtheit und Lebensferne ihres Glaubens.

Tabelle 2 USA, Europa Personen, die an Gott glauben			
Unterschiedlicher Gottesbegriff			
Frage: „Welche von den Aussagen hier kommt Ihren Überzeugungen am nächsten?“ (Vorlage einer Liste)*			
	Personen, die an Gott glauben, begreifen ihn als –		Es sind ohne faßbaren Gottes- begriff
	leibhaftigen Gott	eine geistige Macht	%
USA	69	25	5
Europa	40	41	15
Bundesrepublik			
Deutschland	38	48	14
Schweden	34	47	16
Dänemark	39	32	19
Großbritannien	40	42	15
Republik Irland	77	15	5
Holland	52	30	14
Belgien	50	27	17
Frankreich	39	31	25
Spanien	62	23	12
Italien	31	55	9

* Aussagen auf der Liste:
 (1) Es gibt einen leibhaftigen Gott
 (2) Es gibt eine geistige Macht
 (3) Ich weiß nicht richtig, was ich glauben soll
 (4) Ich glaube nicht, daß es einen Gott oder irgendeine geistige Macht gibt

Quelle: Internationale Wertestudie 1981/82

Man könnte verzweifeln, wenn schon nicht an den Grundlagen der Demoskopie, so doch an der Vernünftigkeit demoskopisch erarbeiteter Fragestellungen angesichts solcher Gleichsetzung von „leibhaftig“ und „personal“. Man fragt sich, wie da Theologen argumentierten, die an der Ausarbeitung des Fragebogens und an der Auswertung des Materials doch auch mitgearbeitet haben. Natürlich ist etwas dran am „handfesteren“ Glauben der Amerikaner und auch an der abstrakteren, innerlich verdünnten Glaubenswelt der Europäer, besonders der Deutschen. Hegelianer sind wir ja, wenn es darauf ankommt, allesamt. Vermutlich läßt sich daraus auch tatsächlich eine teilweise geringere Bindewirkung des Gottesglaubens für die persönliche und gemeinschaftliche religiöse Praxis der Europäer erklären. Aber mit „leibhaftig“ verbindet man in der religiösen Vorstellungswelt deutscher Prägung eher teuflische als göttliche Attribute.

Dem eigenen politischen Trieb gefolgt

Ähnliche Primitivismen begegnen einem im übrigen auch bei anderen „Glaubensinhalten“. Ob jemand an den „Himmel“ glaubt, die Frage läßt sich mit ein wenig Sinn und ohne viel Verstand noch stellen. Aber Glaube an die „Sünde“? Und die „Seele“: kann die überhaupt Glaubensgegenstand sein? Die Seele gehört, wie immer man sie deutet, „materialistisch“ oder „spiritualistisch“ wohl doch nach allgemeinem Sprachgebrauch einfach zum Menschen und ist bekanntlich nicht nur als „Psyche“ Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Man kann also gut verstehen, wenn die deutschen Partner in der „European Value Systems Study Group“, die für die Erstellung des Fragebogens und für die Durchführung der Umfrage verantwortlich zeichnete, sich zurückhielten. Eine vorläufige französische Umfrage (*Jean Stoetzel, Les valeurs du temps présent: une enquête européenne, Paris 1983*) brachte zwar eine Menge Details, blieb aber recht oberflächlich. Und eine im vorigen Jahre erschienene britische Auswertung ist auch keine Ermunterung, es ihr von deutscher Seite nachzumachen.

Wohl auch deshalb hat Allensbach lange gezögert, überhaupt einen Bericht herauszugeben, hat immer wieder davon gesprochen, aber nichts Zusammenhängendes publiziert. Das Abwarten der amerikanischen Ergebnisse allein – Noelle-Neumann spielt darauf an – kann jedenfalls dafür nicht ausschlaggebend gewesen sein, denn amerikanische Vergleichsdaten konnten bereits in diversen Allensbacher Teilauswertungen der letzten Jahre herangezogen werden. Aber wie dem auch sei: „Die Untersuchung des eigenen Landes in Perspektive zu setzen“, so wie es auch Spanier, Belgier, Iren usw. gemacht hatten, deckt die nicht erreichbaren Ziele zu, die man sich mit der internationalen Werte-Umfrage gesetzt hatte, und reduziert die methodischen Schwierigkeiten der Auswertung. Zugleich wird damit „Wirklichkeit greifbar“, die sich darstellen und begründen ließ, ohne daß demoskopische Institute darüber erröten müßten. Aber wie das Grübeln über die deutsche Seelenlage zeigt, folgte man

so nicht nur der demoskopischen Vernunft, sondern auch dem eigenen politischen Trieb.

Das ging freilich auf Kosten des Ertrags im Verhältnis zum Aufwand. Nur ein Bruchteil der erfragten Daten wird querdurch tatsächlich ausgewertet. Die *Auswahlkriterien* bleiben weitgehend unklar. Von den klassischen Variablen, nach denen Umfrageergebnisse aufgeschlüsselt werden, werden zwar das Geschlecht und vor allem das Alter berücksichtigt, bei der Frau auch Berufstätigkeit bzw. Nichtberufstätigkeit – mit bemerkenswerten, wenn auch nicht überraschenden Ergebnissen, vor allem was die Zustimmung resp. Nichtzustimmung zu religiösen „Werten“ bzw. die Aufschlüsselung von Religiosität betrifft: massive Überalterung der Gottesdienstbesucher; weitere Öffnung der Schere zwischen Frauen und Männern. Religiosität und Kirchnähe sind bei den Frauen

Die Altersstruktur von Kirchen- naben und Kirchenfernen		Tabelle 3 Bundesrepublik mit West-Berlin* Bevölkerung ab 18 Jahre				
		1953				
	Insgesamt	Katholiken		Protestanten		
		kirchen- nah	kirchen- fern	kirchen- nah	kirchen- fern	
	%	%	%	%	%	
18-24 Jahre	14	16	15	12	17	
25-29 Jahre	10	8	10	9	13	
30-44 Jahre	29	25	35	26	31	
45-59 Jahre	28	30	29	28	25	
60 Jahre und älter	19	21	11	25	14	
	100	100	100	100	100	
1979						
	Insgesamt	Katholiken		Protestanten		
		kirchen- nah	kirchen- fern	kirchen- nah	kirchen- fern	
	%	%	%	%	%	
18-24 Jahre	13	8	16	9	17	
25-29 Jahre	10	4	14	4	10	
30-44 Jahre	29	16	29	20	35	
45-59 Jahre	22	27	23	22	20	
60 Jahre und älter	26	45	18	45	18	
	100	100	100	100	100	

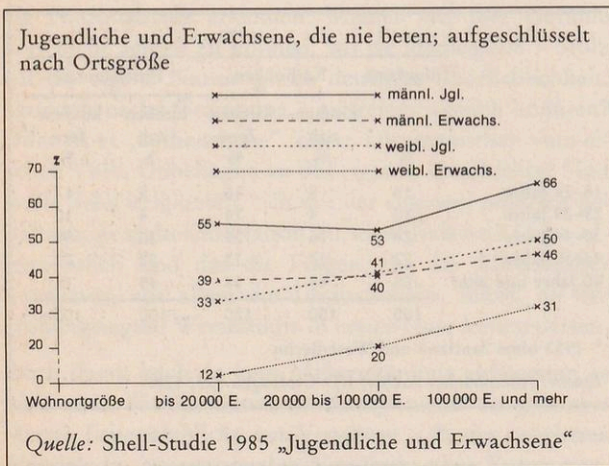
* 1953 ohne Saarland und West-Berlin
Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfragen 225, 1287

nach wie vor viel ausgeprägter als bei den Männern: trotz Rückgang von Religiosität und Kirchenbindung auch bei den Frauen, speziell bei den jungen Frauen; Nichtberufstätige sind religiös leichter ansprechbar bzw. bezeichnen sich selbst häufiger als religiös als Berufstätige. Das Ergebnisprofil wird dabei allerdings durch den Altersvergleich wesentlich relativiert: Menschen im erwerbsfähigen Alter bezeichnen sich insgesamt als weniger religiös als die Altersgruppe der Ruheständler. Aber es fällt auf, daß eine Aufschlüsselung nach Größe des Wohnortes völlig und die nach Bildungsschicht weitgehend fehlt, obwohl gerade sie Aufschluß nicht nur

über die Struktur religiöser Bindungen, sondern über Struktur, Profil und Reichweite von Wertverschiebungen überhaupt geben könnte. Auf diese Weise fallen die *Unterschiede Stadt-Land* aus, die sowohl für das religiöse Verhalten wie für sittliche Einstellungen – Grad von Permissivität, ein von Allensbach gern benutzter „Faktor“ – bedeutsam sind. Diesbezüglich ist sogar die Shell-Studie „Jugendliche-Erwachsene 1985“ – natürlich nur auf Deutschland bezogen – hilf- und aufschlußreicher als die vornehmlich an Permissivität, Generationengegensatz und nationaler Psyche orientierte Allensbacher Auswertung der „Wertestudie“.

Ein eher grob gemustertes Bild heutiger Religiosität

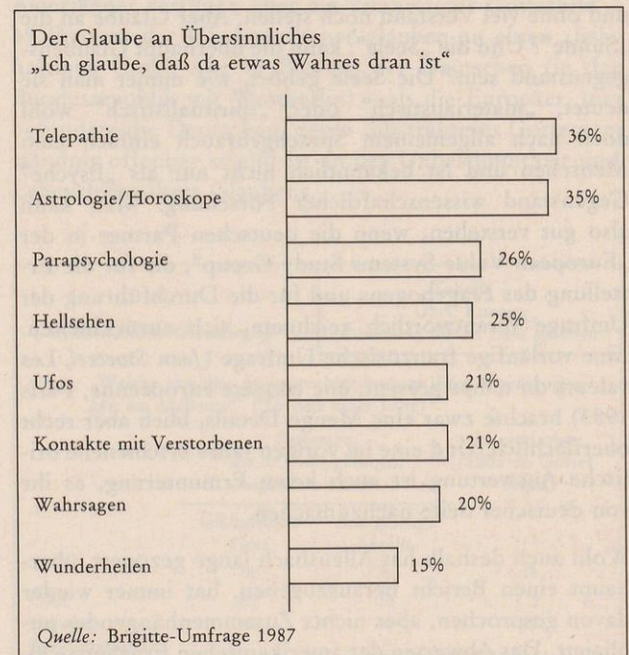
Die Shell-Studie zeigt z. B., daß zwar bei allen Fragen des Glaubens, der religiösen Praxis und der Kirchenbindung die Unterschiede nach Bildungsniveau sich keineswegs übermäßig bemerkbar machen, die Unterschiede nach Wohnortgröße aber sehr deutlich ausgeprägt sind: Nicht nur der Gottesdienstbesuch reduziert sich in Städten von über 100 000 Einwohnern bei allen Altersgruppen – am wenigsten noch bei den erwachsenen Frauen – gegenüber von Wohnortgrößen von unter 20 000 Einwohnern um mehr als die Hälfte. Vergleichbares gilt für die persönliche religiöse Praxis. Der Anteil derer, die nie beten, steigt bei der städtischen Bevölkerung fast unabhängig von Alter und Geschlecht beträchtlich; und der Anteil



derer, die an ein Weiterleben nach dem Tode glauben, sinkt ebenso einheitlich mit dem Ansteigen der Wohnortgröße. Wer sich also beispielsweise Aufschluß über das religiöse Profil speziell der Großstadtbevölkerung als des zweifelsfrei schwierigsten Feldes heutiger religiöser Sozialisation erhofft, geht bei der Allensbacher Auswertungsstudie leer aus. Auch entsteht ein zwar recht klassisches – Gläubigkeit, Kirchenbindung, Auswirkung von beidem auf das sittliche Verhalten –, aber doch recht grob gemustertes Bild heutiger Religiosität.

Es werden Gottesglaube und die *Wirkungen des Glaubens auf das persönliche Leben* (in allgemeiner Form) erfaßt („Ziehen Sie persönlich aus dem Glauben Trost und Kraft?“), aber es werden kaum bzw. überhaupt nicht die für die religiöse Gegenwartssituation so sehr kennzeichnenden *frei flottierenden religiösen und pseudoreligiösen Bedürfnisse und Praktiken* angesprochen. Indessen zeigt allein schon die Rohauswertung der in diesem Frühjahr vom GETAS-Institut Hamburg durchgeführten „Brigitte“-Umfrage über Religiosität, Neue Werte, Bedeutung von Übersinnlichem, daß solche Fragestellungen bzw. die entsprechenden Praktiken (Wunderglaube, „Mystik“, Meditation, Astrologie) quer zur Kirchenbindung ein beachtliches Element „religiöser“ Wirklichkeit darstellen.

Darf man der „Brigitte“-Umfrage glauben, dann sind Astrologie, Hellsehen, Kontakte mit Verstorbenen u. a. m. ein ansehnliches Pendant zur nachlassenden Glaubensbereitschaft. Insoweit gehören auch sie ganz zentral zur Fragestellung Wertewandel, vor allem wenn man dabei postmoderne Muster ins Spiel bringt.



Überdies ermöglicht die Wertestudie im internationalen Vergleich bloß *Momentaufnahmen*; bei der Darstellung von Verlaufsdaten wird ausschließlich auf auf die Bundesrepublik bezogenes Material zurückgegriffen. Dies geschieht sehr häufig; mit der Folge, daß sich die Darstellung verselbständigt und der Rückbezug auf die Wertestudie in Teilen der Auswertung sehr unbestimmt bleibt. Dennoch lassen sich anhand des in der Auswertung vermittelten Materials einige markante Züge festhalten. Diese zeigen ihr Gewicht vor allem in zwei Richtungen: Erstens gibt es speziell in den Einstellungen zu Glaube und Religion nicht nur – wie schon angedeu-

tet – beträchtliche Unterschiede zwischen Amerika und „Europa“, sondern auch innerhalb der westeuropäischen Länder, die sich zum einen Teil aus der unterschiedlichen Konfessionsstruktur, zum anderen aus dem nicht einheitlichen Säkularisierungsverlauf im westlichen Europa erklären. Zweitens werden deutliche Abhängigkeiten sichtbar zwischen Gläubigkeit und Kirchenbindung einerseits und zwischen Kirchenbindung und sittlichem Wertebewußtsein andererseits. Letzterer Zusammenhang findet vor allem seinen Ausdruck in den Wirkungen auf das zwischenmenschliche Bindungsverhalten. Am deutlichsten wird das in der Einstellung zu Ehe und Familie (vgl. dazu HK, September 1986, 409 ff.) und damit indirekt zu Institution und Autorität.

Eine auffallende amerikanisch-europäische Differenz

Zum ersten: Die Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern sind von recht unterschiedlicher Bedeutung. Freilich: für die Erarbeitung eines wirklichkeitsnahen Religions- und Werteprofiles im internationalen Vergleich reichen weder die Fragestellungen noch die angewandten Auswertungsmethoden. Hält man sich – notgedrungen – ans Grobe, so fällt zunächst auf, wie sehr die USA sich vom Profil europäischer Länder unterscheiden. Bei allen Aussagen zu Fragen über Religion und Glaube erbringen die USA die weitaus höchsten Werte: *An Gott glauben* in den USA 95, in „Europa“ insgesamt 75, in der Bundesrepublik 72 Prozent. 81 Prozent der US-Amerikaner bezeichnen sich als „religiöse Menschen“ (zum Vergleich: in Europa insgesamt 63, in der Bundesrepublik 58). Es ziehen aus dem Glauben „persönlich“ Trost und Kraft: in den USA 79, in Europa insgesamt 49 und in der Bundesrepublik 44 Prozent. Die Zustimmung zu den ersten drei – auf Gott bezogenen – „rein“ religiösen Geboten des Dekalogs liegt nach der Werte-Umfrage in den USA fast doppelt so hoch wie in Europa. Und auch die gegenseitige Übereinstimmung von Glaubensüberzeugung und Glaubenspraxis (Glaube an Gott, Bedeutung Gottes für das eigene Leben) ist stärker ausgeprägt als in den europäischen Ländern.

Selbst beim *Gottesdienstbesuch* werden die US-Amerikaner nur von den Iren (in der Republik Irland) übertroffen: 43 Prozent gehen mindestens einmal in der Woche in einen Gottesdienst (davon 13 Prozent mehrmals). In der Bundesrepublik tun das gleiche nur 21 Prozent (davon vier Prozent mehrmals). Die Religiosität der Amerikaner ist anschaulicher, plastischer, „sinnlicher“, aber auch selbstverständlicher, ungebrochener, vitaler als die der Europäer. Das weniger abstrakte Gottesbild ist ein Indiz, das handfester Diesseits und Jenseits verbindende und zugleich gröber, gegenständlicher gestrickte Weltbild, in dem die Konfigurationen von Himmel und Hölle noch wahrnehmbare Realitäten sind, ein anderes.

Den Europäer mag manches daran verwundern: nicht der handfestere Glaube, wohl aber angesichts der kirchli-

chen Zersplitterung des amerikanischen Christentums, des größeren Anteils von Konfessionslosen und der beachtlichen Präsenz nichtchristlicher Religionsgemeinschaften *der breitere religiöse Konsens*. Man darf nur vermuten, auf welcher Grundlage er aufrucht und zu welchen konkreten Formen er findet. Historische Wurzeln dürften maßgebend sein. Die Nation USA ist hervorgegangen aus der Einwanderung religiöser Minderheiten, gegenseitige religiöse Toleranz, verbunden mit Respekt vor Glaube und Religion überhaupt, sind in den USA wohl grundlegender für den gesellschaftlich-politischen Konsens als in Europa. Fundamentalistische Strömungen sind im US-Protestantismus seit je besonders ausgeprägt. Zudem lebt der Zukunftsoptimismus Amerikas mit seiner jungen Geschichte immer auch von biblisch-messianischen Elementen. Vermutlich ist das ein Grund, warum sich säkulare Lebenswelt in Amerika nicht in gleichem Maße glaubensmindernd auswirkt wie in Europa. Daß die handfestere Religiosität der Amerikaner auch zu einem recht selbstverständlichen Ineinander von materiellen und religiösen Interessen führen kann, zu einer voraufklärerischen „civil religion“ in einer postmodernen Lebenswelt, muß darüber nicht vergessen werden.

Eine realistische Würdigung der verfügbaren Ergebnisse der Studie sollte sich allerdings weniger auf den Vergleich Europa–USA fixieren, als es die Allensbacher Auswertung tut. Denn die *Unterschiede zwischen europäischen Ländern* sind ebenfalls beachtlich und machen den von Allensbach vielfach zu Vergleichen herangezogenen „europäischen“ Durchschnittswert zu einem recht künstlichen Produkt.

Aus dem Durchschnitt heraus fallen auf der einen Seite das katholische *Irland* – es kommt in allen Grobdaten den Ergebnissen aus den USA trotz der ganz anderen Konfessionsstruktur am nächsten – und am anderen Ende die protestantischen Skandinavier: *Dänen und Schweden*. Hier hat die Säkularisierung am gründlichsten Glaubensschwund produziert. Ein auffallender Punkt: Die *Kirchenzugehörigkeit* übertrifft und überdauert in beiden Ländern die Glaubensbereitschaft bei weitem: In Dänemark wie in Schweden rechnen sich 92 Prozent zu einer christlichen Konfession (jeweils 91 Prozent bezeichnen sich als Protestanten); aber nur 58 Prozent der Dänen und nur 52 Prozent der Schweden glauben nach der Werte-Umfrage an Gott; nur 32 Prozent der Dänen bezeichnen sich als religiöse Menschen, aber immerhin 61 Prozent der Schweden – mehr als in der Bundesrepublik mit 58 Prozent. Der sonntägliche Kirchgang sinkt gegen Null: In Schweden gehen noch 5 Prozent mindestens einmal in der Woche in den Gottesdienst, in Dänemark nur noch 3 Prozent.

Gegenüber dem extrem säkularisierten protestantischen Skandinavien erweist sich *Frankreich* mit seiner nachrevolutionären Geistesgeschichte als das klassisch säkularisierte Land mit mehrheitlich katholischer Bevölkerung: Es glauben an Gott 62 Prozent, an ein Leben nach dem Tode 35 Prozent (Bundesrepublik 33); persönlich aus

dem Glauben Kraft und Trost beziehen 37 Prozent; mindestens einmal in der Woche in den Gottesdienst gehen ganze 12, in der Bundesrepublik immerhin 21 Prozent.

Eine Sonderstellung nach der anderen Seite nimmt *Italien* (mehr als Spanien) ein. Dort liegen fast alle Werte, an denen Religion gemessen wird, deutlich über dem Durchschnitt: Es glauben an Gott 84 Prozent, es bezeichnen sich als religiöse Menschen 83 Prozent, es schöpfen aus dem Glauben Trost und Kraft 63 Prozent, und es gehen – da wurde es dem Volkscharakter entsprechend weniger – 36 Prozent wenigstens einmal in der Woche in den Gottesdienst (zum Vergleich: in Spanien 42 Prozent). Man darf darüber rätseln, ob Italiener nur ein ungezwungeneres oder auch ein näheres Verhältnis zu Religion und Glauben haben als Nordeuropäer. Es spricht aber einiges dafür, daß in einem sehr von Religion durchtränkten Lande wie Italien die religiös-spirituellen Kräfte selbst bei weitgehender Distanzierung von der Kirche wirksamer bleiben als anderswo. Die auf die *Bundesrepublik* bezogenen Werte (Österreich und die Schweiz waren in dem ersten Durchgang der Umfrage nicht einbezogen) bewegen sich demgegenüber eher unauffällig im Mittelfeld. Auffällig werden die Deutschen in ihrem religiösen und ethischen Wertebewußtsein erst, wenn die Altersgruppen genauer betrachtet werden.

Kirchenbindung und sittliche Einstellungen

Zum zweiten: Wichtiger als solche in Zahlenspielen symbolisierten Übereinstimmungen und Gegensätze zwischen den einzelnen Ländern, die für die Erstellung einer europäischen Profilkarte religiöser Landschaften viel weiter aufgeschlüsselt werden müßten, sind die Zusammenhänge (Abhängigkeiten) zwischen Glaubensüberzeu-

gung, persönlicher Religiosität, Kirchenbindung und sittlichen Werturteilen. Dieser *wechselseitige* Zusammenhang ist durchgehend: dafür liefert die Allensbacher Auswertung überzeugende Beispiele, allerdings stützt sich die Argumentation dabei im wesentlichen auf Daten aus der Bundesrepublik. Eng ist der *Zusammenhang von Kirchenbindung und Religiosität*. Wo sich die Bindung an die Kirche lockert, geht auch die Religiosität zurück; mit dem Rückgang von Religiosität lockert sich das Verhältnis zur Kirche. Nur eine Minderheit lebt kirchenfern und fühlt sich dennoch gläubig. Das Scharnier zwischen beiden, der Kirchenbindung und der Glaubenszustimmung, ist der *Gottesdienstbesuch*. Von den bundesdeutschen Katholiken, die regelmäßig den Gottesdienst besuchen, bezeichnen sich 91 Prozent als gläubiges Glied ihrer Kirche. Nur 6 Prozent deuten Distanz an; sagen, sie verstünden sich als Christen, aber die Kirche bedeute ihnen nicht viel. Umgekehrt empfinden sich nur vier Prozent der Katholiken, die den Gottesdienst selten oder nie besuchen, als gläubiges Glied der Kirche, 91 Prozent von ihnen lassen ihren Glauben völlig undefiniert.

Nicht minder deutlich wird der *Zusammenhang zwischen dem Vertrauen in die Kirche und persönlichem Glaubensleben*. 92 Prozent derer, die sagen, ihr Vertrauen in die Kirche sei sehr groß, ziehen persönlich aus dem Glauben Kraft und Trost; aber nur 9 Prozent derer, die überhaupt kein Vertrauen in die Kirche haben. Fast Gleiches gilt für die Zustimmung zu den ersten drei Geboten des Dekalogs. Für die meisten, die regelmäßig zur Kirche gehen, ist Gott in ihrem Leben viel wichtiger als für diejenigen, die selten oder nie gehen. Das ergibt auf der Wertungsskala zwischen 10 – sehr wichtig – und 1 – bedeutet mir überhaupt nichts – einen Unterschied für die in der Bundesrepublik Befragten zwischen 8,4 und 2,9.

Damit wird eine in der Religionssoziologie lange und gerne ventilierte These plausibel widerlegt: öffentliche und institutionell (kirchlich) vermittelte Religiosität gehe unter säkularen Bedingungen zurück, aber Religiosität entfalte sich quasi um so mehr im Privaten. Es gibt vielmehr eine parallele Entwicklung: mit der Kirchenbindung geht auch die private Religiosität zurück – als Glaubensbereitschaft wie als religiöse Praxis. Auch dies gilt durchgängig: von der Bedeutung des Glaubens für das persönliche Leben bis zum Tischgebet. Das Moment der *institutionellen Vermittlung* ist also kaum zu überschätzen. Aber gegenseitige Abhängigkeit von Religiosität und Kirchenbindung kann *nicht Gleichsetzung* bedeuten. Mit der Kirchenbindung lockert sich die Glaubensbindung, aber Kirchenferne ist deswegen nicht schon gleichbedeutend mit Unglaube; wie umgekehrt: Kirchenbindung bedeutet für sich gesehen nicht auch schon Glaube.

Auch der Gottesdienstbesuch ist zwar ein wichtiges, aber kein *für sich allein* nicht ausreichendes Kriterium für Gläubigkeit. Es gibt – in Grenzen – auch da eine Art Ritualismus, ein Verhalten, für das mehr oder weniger regelmäßiger Gottesdienstbesuch selbstverständlich ist,

Kirchennähe und Glaube	Tabelle 4 USA, Europa Bevölkerung ab 18 Jahre				
	Personen, die den Gottesdienst besuchen –				
	regelmäßig	ab und zu	ein-, zweimal im Jahr	seltener	nie
Es glauben an Gott –	%	%	%	%	%
USA	99	97	96	95	82
Europa	97	93	80	68	46
Bundesrepublik					
Deutschland	94	95	74	64	35
Schweden	92	91	61	53	31
Dänemark	100	95	69	62	37
Großbritannien	98	91	81	87	61
Republik Irland	99	96	85	65	54
Holland	94	88	79	74	35
Belgien	94	90	86	77	53
Frankreich	99	97	86	66	42
Spanien	99	95	93	87	60
Italien	98	94	88	64	53

Quelle: Internationale Wertestudie 1981/82

ohne daß dieses notwendigerweise Glaubenszustimmung bedeutet. Umgekehrt bedarf es unter heutigen Verhältnissen, in denen religiöse Praxis kaum noch öffentlicher und nur noch in geringem Maße privater Sozialkontrolle unterliegt, für den Gottesdienstbesuch einer *besonders hohen Motivation*. Es wäre deshalb falsch, aus nachlassendem Gottesdienstbesuch auf *generellen* Glaubensschwund zu schließen. Die Allensbacher Auswertung der Wertestudie bestätigt nicht nur den Zusammenhang von Glaubensbereitschaft und Kirchenbindung, sondern dramatisiert ihn, wenn sie wenigstens tendenziell Religiosität und Kirchenbindung gleichsetzt. Nicht zufällig findet in der Allensbacher Studie nichtkirchengebundene Religiosität analytisch keinen Platz. Wer in der kirchlichen Arbeit so sehr von einer Gleichsetzung von Kirchen- und Glaubensbindung ausgeht, wie es die Allensbacher Auswertung der Werteumfrage tut, begibt sich von vornherein vieler pastoraler Möglichkeiten im Umgang mit Gruppen und einzelnen.

Auch der *Zusammenhang zwischen Kirchenbindung und sittlichen Grundsätzen ist durchgängig*. „Religiosität und Kirchennähe gehen mit rigideren Moralvorstellungen und generell einer geringeren Neigung zu Permissivität einher, mit einer deutlich höheren Bewertung der Schutzansprüche menschlichen Lebens, mit konservativerer politischer Orientierung und einer mehr auf den Mitmenschen gerichteten Grundhaltung und Arbeitsethik“ (Renate Köcher). Der Zusammenhang von Kirchenbindung und sittlicher Orientierung gilt in diesem Sinne nicht nur für den Sexualbereich, den Schutz des Ungeborenen, die Ehemoral. Auch die Ausnutzung von Sozialleistungen ohne legitimen Anspruch lehnen kirchennahe Katholiken deutlicher ab als kirchenferne. Und selbst in der Beurteilung des politischen Mordes besteht eine Differenz: die Kirchennahen haben mehr Skrupel als die Kirchenfernen. Aber auch da verbietet der Zusammenhang jede Gleichsetzung. Es ist nicht so, daß kirchennahe Abtreibung schlechthin und unter allen Umständen ablehnen und kirchenferne gleichsam automatisch Abtreibung bedeutet.

Sonderfall Bundesrepublik?

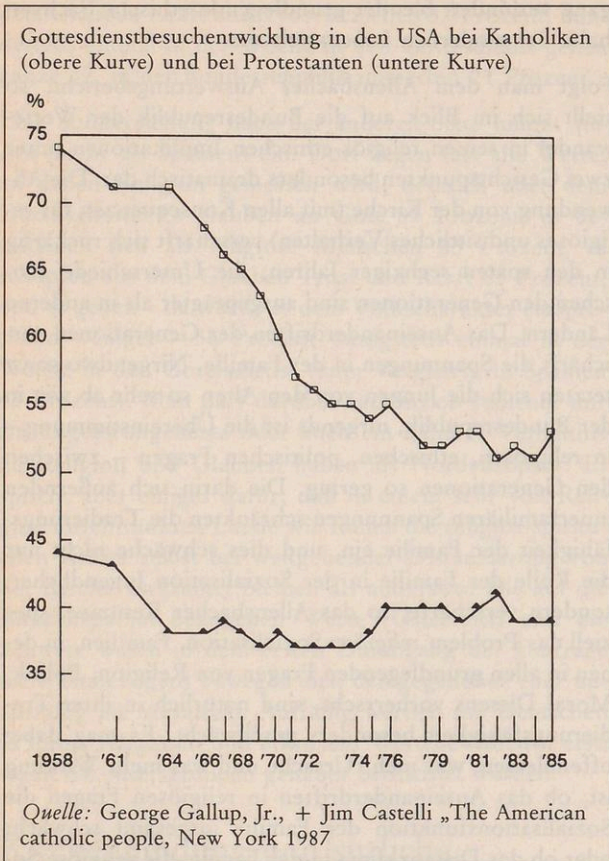
Zudem ist der von der Wertestudie erstellte bzw. benutzte *Bezugsrahmen* nur begrenzt gültig. Der Dekalog, der als alleiniger Maßstab der Zustimmung zu sittlichen Maximen herangezogen wird, ist zwar – wenigstens für unseren Kulturkreis – Ausdruck auch der gemeinen sittlichen Vernunft, also weithin verallgemeinerungsfähig. Er verkörpert aber, weil von der Kirche vermittelt, *in erster Linie* das kirchliche Ethos. Von daher ist klar, daß vom Rückgang der Kirchenbindung auch das Ethos der 10 Gebote betroffen ist. Aber die säkulare Gesellschaft hat – teilweise in Übereinstimmung, teilweise in Differenz dazu – eigene ethische Grundsätze und Haltungen entwickelt. Toleranz zum Beispiel oder partnerschaftliche Formen des Zusammenlebens. Wer deshalb mit der Lokierung der Kirchenbindung generell sittlichen Nieder-

gang verbindet, blendet grundlegende ethische Sachverhalte der modernen Lebenswelt aus.

Folgt man dem Allensbacher Auswertungsbericht, so stellt sich im Blick auf die Bundesrepublik der Wertewandel in seinen religiös-ethischen Implikationen unter zwei Gesichtspunkten besonders dramatisch dar: Die Abwendung von der Kirche (mit allen Konsequenzen für religiöses und sittliches Verhalten) verschärft sich ruckartig in den späten sechziger Jahren; die Unterschiede zwischen den Generationen sind ausgeprägter als in anderen Ländern. Das Auseinanderdriften der Generationen verschärft die Spannungen in der Familie. Nirgendwo sonst setzten sich die Jungen von den Alten so sehr ab wie in der Bundesrepublik, nirgends ist die Übereinstimmung – in religiösen, ethischen, politischen Fragen – zwischen den Generationen so gering. Die darin sich äußernden innerfamiliären Spannungen schränkten die Tradierungsfähigkeit der Familie ein, und dies schwäche nicht nur die Rolle der Familie in der Sozialisation Jugendlicher, sondern verschärfe, so das Allensbacher Resümee, speziell das Problem *religiöser* Sozialisation. Familien, in denen in allen grundlegenden Fragen von Religion, Politik, Moral Dissens vorherrscht, sind natürlich in ihrer Tradierungsfähigkeit besonders geschwächt. Es mag dabei offenbleiben, was mehr Ursache und was mehr Wirkung ist, ob das Auseinanderdriften in religiösen Fragen die Sozialisationsfunktion der Familie insgesamt schwächt oder ob das Distanzklima in der Familie die religiöse Sozialisation zusätzlich erschwert.

Das Problemfeld Familie – religiöse Sozialisation dürfte damit realistisch umschrieben sein. Aber stellt sich das Problem in der Bundesrepublik wirklich um so viel dramatischer als anderswo, und ist die Abwendung von der Kirche, der Zusammenbruch der Rahmenbedingungen religiöser Sozialisation so ruckartig erfolgt, wie es Allensbach nahelegt? Richtig ist, daß ab Mitte der sechziger Jahre die Abwendung von Kirche sich meßbar verschärft. Und: obwohl z. B. der Gottesdienstbesuch seitdem in allen Altersstufen zurückgeht, werden die Unterschiede zwischen älterer und jüngerer Generation noch prägnanter. Ein Vergleich des Gottesdienstbesuchs 1952 und 1982 zeigt, daß bei den Katholiken insgesamt die regelmäßigen Gottesdienstbesucher von 51 auf 32 Prozent zurückgegangen sind, bei den 16- bis 19jährigen aber von 52 auf 19 Prozent. Diese Entwicklung ist in der Tat dramatisch. Aber ob es sich um eine deutsche Ausnahmesituation handelt, läßt sich schwer feststellen. Für einen beweiskräftigen Vergleich fehlen die internationalen Verlaufsdaten. Der kaum minder starke Rückgang des Gottesdienstbesuches bei Katholiken in den USA und in europäischen Nachbarländern seit den frühen sechziger Jahren verdeutlicht, daß der Traditionsbruch auch in anderen Bevölkerungen wirksam ist.

Und die innerdeutsche Öffnung der Schere zwischen den Generationen? Es gibt sie, aber nicht alle von Allensbach angeführten Daten sprechen so eindeutig dafür. Der Rückgang des Gottesdienstbesuchs z. B. war mit 50 im



Jahre 1952 auf 29 Prozent im Jahre 1983 bei den 40- bis 60jährigen fast ebenso dramatisch wie bei den 16- bis 29jährigen. Nur bei den über 60jährigen hat eine weniger markante Entwicklung stattgefunden.

Ein anderes Datum, das Allensbach als „Beweis für die wachsende Kluft zwischen den Generationen“ heranzieht, ist ebenfalls nur von relativem Demonstrationswert: der Glaube an ein Leben nach dem Tode nimmt zwar bei der älteren Generation zu und bei der jüngeren ab; aber die Auseinanderentwicklung hält sich in Grenzen. Und der plötzliche Einbruch ab Mitte der sechziger Jahre? Den Einbruch gibt es. Aber hinter dem „plötzlich“ muß ein Fragezeichen gesetzt werden: weil andere Umfragen aus den sechziger Jahren (z. B. die Emnid-Spiegel-Umfrage von 1967) eher längerfristige Prozesse vermuten und auch manche von Allensbach angeführten Daten eher auf eine in Schüben stattfindende Verschärfung eines von langer Hand ablaufenden Umbruchprozesses denn auf eine quasi unerklärliche plötzliche Eruption schließen lassen. Wenn von den 16- bis 29jährigen 1962 20 Prozent sagten, sie hätten ein sehr religiöses Elternhaus gehabt und 1982 dies noch 13 Prozent sagen, dann deutet das zwar auf eine beträchtliche Entwicklung, aber eher auf eine längerfristige denn auf einen plötzlichen Umbruch hin. Die späten 60er Jahre fielen mit ihrer Entfremdungs-dramatik von der Kirche jedenfalls nicht vom Himmel, sondern das Zusammentreffen mehrerer Faktoren (politische Umbruchssituation, höherer Freiheitsan-

spruch, Um- und Abnutzung elterlicher Autorität, innerkirchliche Konflikte) brachte zum Ausbruch, was latent längst wirksam war. Jedenfalls machen diejenigen einen kapitalen pastoralstrategischen Fehler, die, von der Plötzlichkeit des Umbruchs überzeugt, die Lockerung der Kirchenbindung, die Schwächung von Glaubensüberzeugungen und die Verschiebungen von sittlichem Wertebewußtsein hauptsächlich auf die politisch-ideologische Großwetterlage in den späten sechziger Jahren (antiautoritäre Erziehung, Emanzipationsbewegung, beides abgesegnet durch die sozialliberale Koalition in Bonn) zurückführen. Man darf nicht die Auslöser mit den viel tiefer liegenden (und geschichtlich weiter zurückreichenden) Ursachen verwechseln.

Bleibt das ausgeprägte innerfamiliäre Spannungsverhältnis, das „erkaltete familiäre Klima“. Man wird es nicht schlechthin leugnen können. Nirgendwo ist die Übereinstimmung in religiösen, moralischen und auch politischen Fragen zwischen Eltern und Kindern geringer als in der Bundesrepublik. Auch zwischen den Partnern knistert's. Geschieden wird allerdings in den USA trotz größerer innerfamiliärer Übereinstimmung nicht weniger. Und das Wohlbefinden in der Familie scheint trotz innerfamiliärer Aufspaltung größer zu sein als z. B. bei den Italienern, die zwar der Familie einen hohen Wert beimessen, die auch mehr innerfamiliären Konsens äußern, aber zugeben, mehr unter Familienzwängen zu leiden. Also auch diesbezüglich sind die Daten nicht einheitlich, aber insgesamt doch überzeugend.

Die Allensbach-Analyse wirkte allerdings gerade in diesen Punkten plausibler, wäre sie weniger mit der nationalen Problematik und einer bestimmten Vorstellung von Autoritätsbeziehungen durchmischt, zumal die dazu vorgetragenen Argumente in sich nicht sonderlich stichhal-

Nähe und Ferne der Wertvorstellungen von Eltern und erwachsenen Kindern	Tabelle 5 USA, Europa Bevölkerung ab 18 Jahre					
	USA	Europa insgesamt	Bundesrepublik Deutschland	Großbritannien	Frankreich	Italien
Frage: „In welchen Bereichen haben/hatten Sie und Ihre Eltern ähnliche Ansichten?“ (Vorlage einer Liste)						
	%	%	%	%	%	%
Moralvorstellungen	84	63	49	76	64	68
Einstellungen zur Religion	74	56	47	58	56	64
Einstellungen gegenüber anderen Menschen	70	55	44	62	55	61
Politische Ansichten	48	36	28	47	35	41
Ansichten zur Sexualität	41	23	13	35	20	28
	317	233	181	278	230	262
In nichts davon	×	10	9	8	10	12
Weiß nicht	9	11	14	5	13	8

Quelle: Internationale Wertestudie 1981/82

tig sind. Es mag ja sein, daß ungetrübtes nationales Selbstbewußtsein der Leistungsbereitschaft und auch dem innerfamiliären Glück förderlich sind. Und auch Religiosität und nationales Selbstwertgefühl mögen etwas miteinander zu tun haben. Aber sind die Deutschen in ihrem nationalen Selbstwertgefühl wirklich so krank, wenn sie sich dem Nationalstolz mehr verweigern als andere, aber doch deutlich sagen, daß sie Deutschland nicht nur mögen, sondern sogar „lieben“? Möglicherweise haben sie da aus den Erfahrungen mit den eigenen Verletzungen anderen sogar etwas voraus. Und muß es als Zerwürfnis zwischen den Generationen oder als Verfall familiärer Beziehungen gedeutet werden, wenn Jugendliche den Eltern seltener bedingungslos Respekt erweisen („die Eltern bedingungslos lieben und ehren“),

sondern Eltern nach deren eigenem Verhalten beurteilen. Vielleicht gewinnt gerade da die Last sittlicher Vernunft die Oberhand über rein emotionale Bindungen.

Alles in allem: Die Allensbacher Studie neigt überwiegend zu einfachen Schlußfolgerungen. Da entstehen dann leicht Bilder des Verfalls, bilden sich Kettenreaktionen des Niedergangs: wie z. B. der Rückgang an Kirchenbindung zerstöre allüberall die gesellschaftlichen und sittlichen Bindungskräfte. Kirchliche Personen lassen sich durch solche Bilder leicht beeindrucken. Sie sollten deshalb genau auf den Rahmen sehen, durch den das Bild erst so recht seine Gestalt gewinnt, bzw. das politische Weltbild beachten, in das die Allensbacher Auswertung die verschiedenen Ergebnisse einordnet.

Wolf Sichler

Im Windschatten der Geschichte

Birma und seine katholische Minderheit

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Birma von der Fläche her gesehen größer ist als Vietnam und die Philippinen zusammengenommen, dann ist es erstaunlich, wie wenig es an Veröffentlichungen über dieses Land in Südostasien gibt. Seit der Machtübernahme durch die Militärs unter General *Ne Win* 1962, der als Führer der Einheitspartei immer noch die Macht im Lande unbestritten innehat, hat Birma es verstanden, sich in den vielfältigen politischen und militärischen Auseinandersetzungen in der Region neutral zu verhalten.

Dem Ausland fast noch verschlossen

Ermöglicht wurde diese Haltung durch eine Politik der Abschottung gegenüber fremden Einflüssen und der scharfen Kontrolle aller Kontakte zum Ausland. Auch wenn diese Politik in den letzten Jahren etwas modifiziert wurde, um vor allem in der wirtschaftlichen Entwicklung nicht gänzlich ins Hintertreffen zu geraten, so bleibt Birma doch auch weiterhin ein für ausländische Besucher eher verschlossenes Land. Denn auch heute noch kann ein ausländischer Reisender nur ein auf sieben Tage befristetes Visum erhalten. Bei der nicht gerade entwickelten Infrastruktur für ausländischen Tourismus reicht das in der Regel nur für einen Besuch der Hauptstadt Rangun und der Stadt Mandalay im Innern des Landes.

Birma versteht sich als eine Union von sieben verschiedenen Bundesstaaten, die zusammen mit weiteren sieben kleineren Regionen die „sozialistische Republik der Union von Birma“ bilden. Etwa zwei Drittel der gegenwärtig 39 Millionen Einwohner gehören zum Volk der Birmanen, während das andere Drittel sich aufteilt in mehrere Völkerschaften wie den Karen, Shan, Mon und

Chin. Seit der Erlangung der staatlichen Unabhängigkeit von der britischen Kolonialherrschaft 1948 hat es innere Auseinandersetzungen zwischen der Zentralregierung und den verschiedenen Völkerschaften im Norden, Nordosten und Westen von Birma gegeben. Auch heute kontrolliert die Regierung in Rangun nicht alle Teile des Landes. Neben den völkischen Gegensätzen spielen auch ideologische Auseinandersetzungen – es gibt eine ziemlich schlagkräftige kommunistisch beeinflusste *Guerilla-bewegung* – und wirtschaftliche Interessen – im sog. „Goldenen Dreieck“ im Nordosten von Birma liegt das größte Opiumanbaugebiet der Welt – eine Rolle.

Seit einigen Jahren ist der Einfluß der kommunistischen Partei Birmas auf die politische und militärische Widerstandsbewegung gegen die Zentralregierung von Rangun allerdings zurückgegangen. Das hat einmal damit zu tun, daß die Unterstützung der Kommunisten in Birma seit der Machtübernahme von *Deng Xiaoping* in China in erheblichem Umfang zurückgegangen ist. Auf der anderen Seite haben sich die verschiedenen nationalistischen und ethnischen Gruppen stärker untereinander vervollständigt. Anfang des Jahres 1986 wurde eine „*National-demokratische Front* (NDF) gegründet, zu der sich neun nicht-kommunistische Widerstandsgruppen zusammenschlossen. Die Front arbeitet zwar mit den Kommunisten zusammen, sie unterhält aber selbständige militärische Einheiten, von denen die Kachin-Unabhängigkeitsarmee und die Shan Landesarmee jeweils größer sind als die kommunistischen Einheiten. Die Zentralregierung versucht mit Hilfe der regulären Armee, die Kontrolle über die wichtigsten Städte des Landes zu behalten und die Eisenbahn- und Wasserwege zu den nördlicheren Städten offenzuhalten. Eine militärische Regelung der bestehenden Konflikte mit den ethnischen Gruppen ist für die Regierung in Rangun auf absehbare Zeit nicht